

(Nachdruck verboten.)

2] Sein Freund.

Erzählung von Wilhelm Senftleben.

In dem kleinen Häuschen wohnt seit seiner Verheiratung Altmann. Er hätte ja auch in eins der neuen Häuser ziehen können, allerdings ins Hinterhaus, wo man aus Stube und Küche auf den Hof blickt. Aber er hatte keine Neigung dazu. Er liebte es, Blumen und das Grün der Bäume vor seinen Fenstern zu sehen und den Verkehr der Straße zu beobachten, wenn er abends, von harter Arbeit sich ausruhend, am Fenster saß.

Es ist nachmittags und da sitzt gerade die junge Frau am Fenster, mit dem Nähen von Sonnenschirmen beschäftigt. Das ist eine mühsame Beschäftigung. Wenn schöne, übermütige Mädchen und Frauen unter ihnen einherstolzieren, bei lachendem Sonnenschein, von den heißen Strahlen vielleicht ein wenig behelligt, so ahnen sie nichts von dem Schweiß, den die Herstellung in dumpfer Stube für largen Lohn gekostet. Auf der Diele liegen die Abfälle, in allen Farben schimmernde Seidenfleckchen, umher.

Die junge Frau hebt den Kopf. Das Auge schweift nach der Straße. Das ist ein dunkles, glänzendes Auge und kann wohl noch einen andern Mann wie Altmann bezaubern. Dem Körper sieht man dagegen die viele Arbeit an. Er war wohl einmal voller und runder in der Jugend; jetzt ist er geschwächt. Das kam nach dem Stinde. Als es plötzlich für das alleinstehende Mädchen hieß, für zwei arbeiten, da wurden die Kräfte doppelt angestrengt. In der Saison ging es manchmal von früh um vier bis nachts um elf, sogar zwölfte. Solche Arbeit zehrt an den Gliedern. Jetzt geht es Vene wieder besser. Sie braucht lange nicht mehr so viel zu arbeiten. Sie hat ja einen Mann, der Geld verdient, und von diesem Geld verthut er nichts für sich, der Gute.

Einen Mann! Manchmal sinnt Vene still vor sich hin: einen Mann? Er war ihr wohl mehr ein guter Freund.

Damals, wo sie das Unglück betraf, ja, das war eine Leidenschaft gewesen, die über sie kam wie eine Gewalt, der nicht zu entrinnen war, und die sie niederdrückte und in ihre Fesseln schlug. Jetzt bleibt sie ruhig. Aber freu'n thut sie sich, daß ihr Kind versorgt ist, und sie will auch Altmann dafür am Bart zupfen, wenn er sich mit ihr neckt und ihr dabei die breiten Lippen zum Aufspalten hinreicht, so seltsam gespitzt, daß sie darüber lacht und er auch damit schon zufrieden ist.

Vene blickt wieder hinaus, und da sieht sie Erna, ihr Töchterchen. Den Namen hatte sich der vornehme Vater gewünscht, in Erwartung, daß es ein Mädchen sein würde. Das Mädchen kam, aber der Vater war verschwunden.

Vene ruft das hochaufgeschossene blasse Mädchen ans Fenster heran.

„Geh' dem Vater entgegen, Erna.“

„O ja!“ jubelt diese und springt fort, daß ihr die Mutter warnend nachruft:

„Nicht so schnell, Erna! Nicht so schnell!“

Erna hatte ihren neuen Vater lieb. Der erste war bei ihr tot.

Ein Viertelstündchen noch dauerl's und Altmann tritt herein. Freundlich wünscht er seinen „Guten Abend“ und setzt sich auf den Fensterplatz, den ihm Vene geräumt. Diese sucht die Flicken zusammen und macht sich dann daran, das Abendbrot zuzurichten. Dabei bleibt es still, bis Erna hereinkommt. Diese erzählt dem Vater sehr eifrig mit lebhaft leuchtenden Augen, was in der Schule vorgekommen und wie sich's auf der Straße gespielt hat. Freundlich hört Vater zu ihr hin und wieder die kleinen Patschhändchen streichelnd und drückend.

Beim Abendessen fängt Altmann, während er noch auf beiden Backen laut, plötzlich an zu erzählen. Von der schweren Arbeit erzählt er nicht; die drückt seine breiten Schultern noch nicht so sehr. Aber von dem Aergern, denen die Arbeiter ausgesetzt, davon erzählt er. Dadurch, daß er hin und wieder noch einen Bissen dem Mund zuführt,

kommen größere Pausen in seine Erzählung, und mit stärkerem Nachdruck als vorher beginnt er immer wieder noch einmal mit dem Letztgesagten. Jetzt scheint er mit seinen Berichten zu Ende zu sein. Doch nein, leiser fügt er nach längeren Vorsichhinsinnieren noch hinzu: „s scheint doch noch zum Streik zu kommen.“

„Und Du? Machst Du mit?“

Zum erstenmal unterbricht ihn seine Frau und sieht ihn fragend an. Dann, ohne eine Antwort abzuwarten, steht sie auf und fängt an den Tisch abzuräumen.

Altmann sieht Vene bei ihren Worten groß an. Der letzte Bissen, den er im Mund hat, ruht still. Dann schluckt er ihn hastig hinunter und sieht hinweg. Langsam, schwerfällig steht er auf und tritt zum Fenster. Was hat Vene damit sagen wollen? Er hätte sie ja fragen können, aber ein unbestimmtes Gefühl, daß er mit ihr in dieser Sache nicht übereinstimmte, daß sie nicht mit ihm gleich dachte, hielt ihn davon ab. Der Zusammenhalt mit seinen Arbeitskollegen schien ihm etwas so Selbstverständliches, etwas so Pflichtgemäßes, wie ungefähr zu Hause jeden Streit zu vermeiden, um keinen Miß entstehen zu lassen, der ein friedliches Zusammenleben unmöglich macht. Altmann, Du bist ein Thor! sagte er sich wohl in Gedanken. Ist Deine Frau nicht auch eine Arbeiterin?

Doch laut sprach er nach einer Weile von ganz etwas andrem.

„Vene,“ fing er an, „denk Dir, heut kriegt mich Heinrich an: ob er nicht zu uns zieh'n könne?“

„Heinrich?“ Seine Frau wendet sich ihm erstaunt zu. „Du bist wohl nich' von hier?“

„Thatsache!“

„Warum will er denn von Kulemanns weg?“

Altmann zuckt erst mit den Schultern. „Weiß nicht!“ sagt er dann. „Zu mir meinte er: Die dreißig Wirtschaft gefällt ihm da nicht länger.“

„Wird wohl was andres sein.“ Und Vene stellt den Abwaschnapf auf den Stuhl und legt Zeller, Messer und Gabel hinein, die sie zu reinigen anfängt.

Altmann legt sich eine heitere Miene zurecht. „Nu, und was meinst Du dazu, Vene? Er sagte: bei mir zu Hause könnte man von der Diele essen, so sauber wär's.“

„Wenn er da nich' mal 'ne Nadel mit verschluckt, die hier 'rumliegen, und sich gar in den Wagen piekt.“

„Dann hört er wenigstens mit Säusen auf.“

„Oder sein Durst wird noch größer.“

„Spaß beiseite, Vene! Er meinte es ernst damit.“

„Aber was soll'n wir uns denn diesen Menschen hier aufhalsen? Meinst Du's denn ernst damit?“

Altmann zögerte eine Weile: „Eigentlich ging's doch zu machen.“ kam es dann heraus. „Wir setzen in die Kammer ein Bett. Müssen doch für Erna später ein großes haben. 's ist 'ne kleine Zubuße. 's wird gespart. Nächsten Sommer, dann . . . da . . . da schick' ich Dich zu meiner verheirateten Schwester in die Heimat . . . auf's Land . . . da kurrerst Du Dich aus.“

Er hätschelte mit seiner harten Hand ihre Wange.

„Ja . . . aber den Heinrich . . . ich weiß nich' . . .“

„Im Grunde genommen is' 'n guter Kerl. Er muß nur in die richt'gen Hände kommen.“

Vene kannte Heinrich. Er war schon öfter zu Besuch gekommen, hatte sich forsch und fröhlich gegeben und die Unterhaltung war immer lustig gewesen. Nur was ihr Mann von ihm erzählt, zwar wenig, nur hin und wieder eine Andeutung, das hatte manden trüben Schein auf ihn geworfen. Daß er manchmal anzüglich war, wenn auch versteckt, sie hatte es wohl bemerkt. Doch vom Reden bis zur That ist ein weiter Weg, wenn eine Frau sich nicht ankommen ließ. Und sie hatte schon manden von sich abgehalten nach ihrer ersten Liebe. Nein, nein, so weit mußte man auch die Gedanken gar nicht schweifen lassen. Wahr ist: der Heinrich kam über vieles ausgelassen schwadronieren, das vertreibt an langen Abenden die Langeweile. Wenn sie dann noch ein wenig dabei näht, wie könnte da nicht ein Scherzwort die Arbeit würzen. Das heißt, wenn er zu Hause bleibt. Aber er kann doch auch nicht alle Abende weggehen! Ihr Mann selbst würde, von der allgemeinen

Unterhaltung mit fortgezogen, redseliger werden. Er ist doch so fürchtbar still und in sich gefehrt, denkt Vene weiter, und ich habe auch nicht immer Lust, ihn zum Sprechen zu ermuntern. So wandelten sich bei Vene die Gedanken günstig für Heinrich.

Bei Altman ist's umgekehrt. Heinrich ist sein Freund, Gewiß! Aber eine gewisse Abneigung hat er in mancher Beziehung doch gegen ihn. Und nun gar ins Haus nehmen! Den Lärmenden in die stille Stube! Wenn der mit seinem „Ding“ ankam, was er doch nicht lassen konnte, was sollte die kleine Erna denken?! Nein, nein, 's wird nichts. . .

Da sagt schon Vene: „Hör' mal, Mann, wenn man sich's recht überlegt, so wär's gar nicht so unübel, wenn man die kleine Kammer vermietet.“

Altman sieht seine Frau erstaunt an. „Wenn Du denkst,“ meint er und wischt sich über die Stirn.

„Na, wir wollen morgen noch mal ernstlich darüber sprechen.“

Als Vene im Bett liegt und die Hände unterm Kopf faltet, da wird sie von seltsamen Gedanken geplagt. . . . So lange war sie allein mit ihrem Kinde, und nun soll sie gar im Hause für zwei Männer schaffen und walten. Ja, warum für zwei Männer? Sie hatte doch nur den einen. Nun, so sollte es ja nicht gedacht sein! Sie hatte aber in der Wirtenschaft für den andren mit zu thun. Ach, wenn er nur blieb, wo er war, das wäre besser, das wäre gewiß besser. Na, morgen. . . Und sie legt sich auf die Seite, um ihre dummen Gedanken los zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Lange genug hat das Unvermeidliche auf sich warten lassen. Die beiden Weltmächte waren sich immer näher gerückt, die eine, die hastig ins Unermeßliche wuchs, die andre, deren Herrlichkeit und Größe ins Sinken geriet. Es mußte zu einer Katastrophe kommen. Das Gleichgewicht des Weltballs war verrückt, seitdem sich der junge Parvenu schauervoll in die Breite dehnte. Keint anderer Ausweg war für die zurückgedrängte Macht mehr möglich, wenn sie sich nicht den Untergang bereiten wollte: es galt, durch einen kühnen Angriff, den Feind niederzuwerfen.

So brach der grimme Weltkrieg aus: Sie Mosse — Sie Scherl! Der Einbruch geschah dort, wo die Lebensadern dieser Königreiche des Geistes strömen: im Inzeratenteil. Der Annoncenpächter Mosse erklärte dem Annoncengeber Scherl den Krieg. Es war ähnlich wie bei dem Milchringe. Mosse sagte zuerst die Fehde an; er erließ in den Tageszeitungen ein gewaltiges Ultimatum, in dem er erklärte: „Mit der Firma August Scherl G. m. b. H. einen geregelten geschäftlichen Verkehr zu unterhalten, wie er zwischen der gesamten deutschen Presse und mehreren Annoncexpeditionen besteht, hat sich für uns als unmöglich erwiesen. Wir haben daher mit dem heutigen Tage die Beziehungen zu dieser Firma abgebrochen. Anzeigen für die in genauem Verlage erscheinenden Blätter werden fortan in unsren Bureaus nicht mehr angenommen.“

Ich weiß nicht, was den entscheidenden Anlaß zu diesem Abbruch der diplomatischen Beziehungen gegeben hat. Gewährte Scherl nicht den genügenden Zwischenhändlerabatt? Oder verteilte er die Inzerate allzu willkürlich in seine verschiedenen Blätter? Jedenfalls wird bei Mosse kein Inzerat mehr für Scherl aufgenommen.

Aber August der Weitestverbreitete ließ sich nicht schreden. Warum sollen die Massenrinnen nicht direkt zu ihm kommen, wozu müssen sie sich des Mosse als Vermittler bedienen? So verkündete dem Scherl mit freudig erregtem Pathos den Krieg gegen Rudolf Mosse und erklärte, er werde nunmehr ohne Zwischenhändler in eigenen Centralen die Annoncen entgegennehmen: „Der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse haben wir schriftlich mitgeteilt, daß wir jeden Versuch dieser Firma, uns Bedingungen für den Geschäftsverkehr mit ihr vorzuschreiben, zurückweisen müßten. Dies veranlaßt nun die Firma Rudolf Mosse zu einer öffentlichen Erklärung, wonach sie Anzeigen für unsre Blätter nicht mehr aufnehmen will. Uns liegt daran, dieser Erklärung die denkbar weiteste Verbreitung zu geben und das verehrliche inferierende Publikum darauf aufmerksam zu machen, daß wir seit ca. 1½ Jahren eine eigne Annoncen-Expedition haben und in folgenden Städten Deutschlands Geschäftsstellen unterhalten.“

Es folgte die Angabe der Städte, und dann unterschrieb sich Scherl mitten im trauten Kreise seiner zahlreichen Familie, des „Berliner Lokal-Anzeiger“, der „Woche“, des „Tag“, der „Berliner Abendzeitung“, der „Weißen Welt“, „Vom Fels zum Meer“, des „Berliner Wohnungs-Register“; dazu kamen eine Anzahl Bündel, wobei er gleich verriet, daß er vom 1. April 1902 auch die Vormundschaft über das Cottasche „Buch für Alle“ übernehme.

Mosse hat vorläufig nicht wieder geantwortet. Der Konflikt ist aus dem Stadium undiplomatischer Noten in den offenen Kriegs-

zustand übergegangen. Das Blut fließt in Strömen. Die beiden Feinde werden sich keinen Pardon geben, doch bemüht sich jeder so viel Inzerenten gefangen zu nehmen, wie er nur irgend vermag.

Der Mosse-Scherl-Krieg ist nun keineswegs bloß eine lustige Geschäftsbalgerei zwischen zwei Profitkonkurrenten. Es steckt hinter ihm ein nicht uninteressantes Stück Sittengeschichte der Berliner und der deutschen Bourgeoisie. Im Niedergang Mosse's und im Aufschwung Scherl's spiegelt sich die intellektuelle und moralische Entwicklungsgeschichte unsres Bürgertums.

Als Mosse's „Berliner Tageblatt“ begründet wurde und bald eine bis dahin beispiellose Verbreitung gewann, verachtete das gute, solide Bürgertum, das sich bei der gebildeten „Vossischen Zeitung“ langweilte, das lärmende, ordinäre Standesblatt Mosse's. Zwar schwor auch Mosse zu den ewigen Idealen des Liberalismus und zur freigeistlichen Gesinnung des maaßhaften Bürgers, aber das Blatt brachte zu viel Sensationen, Pikanterien, es war zu reklamehaft und oberflächlich; es galt als unfein. Auch war es vielen anstößig, daß das „Berliner Tageblatt“ neben den Redacturen für's Ideale auch diplomatische Recherchereue unterhielt, die die Bündeln jedes Prinzleins feuilletonistisch ausbeuteten und die edlen oder wichtigen Züge aus höchsten und allerhöchsten Mündern fabrikmäßig betriebten. Unmäßig aber gewöhnte man sich an das „Berliner Tageblatt“ und die krankhaft anständige „Vossin“ verschwand von dem Tisch des guten Hauses. Dem freigeistigen Bürgertum gefielen die verlogenen Gesinnungslosigkeiten, byzantinischen Abnehmheiten und schönen Niederträchtigkeiten seines Leitblattes; hat doch keine Zeitung nichtsruhiger gegen die Socialisten gehezt als das „Berliner Tageblatt“ in der Attentatszeit. Die Gesinnung der emporkommenden Bourgeoisie fand im „Berliner Tageblatt“ ihren Ausdruck.

Da plötzlich erschien eines Tages Scherl's „Berliner Lokal-Anzeiger“ auf dem Plan, als bescheidenes Wochenblatt, von niemandem ernst genommen. Statt des verblödeten Freisims gab er die Parole des absoluten Stumpfsims aus. Er war der zum Wochenblatt gewordene Kolportageroman. Mosse lachte stolz und hochmütig über den kleinen rüddigen Rötter, der sich annahm, neben dem Weltgeschäft eines Rudolf Mosse zu bellen. In der That war das „L. A.“ neben dem neuen Emporkömmling ein Erzeugnis reiner und höchster Kultur. Aber August Scherl war ein Genie, das die Bedürfnisse der Bourgeoisie voraus ahnte. Er nahm die Entwicklung des Bürgertums vorans, das los von der Politik strebte und ungestört seinen Geschäften nachzugehen wünschte. So fraß sich der kleine rüde Rötter durch. Die impolitisch gewordene Bourgeoisie verfiel sich das von jeder eristren Bestrebung sorgfältig gereinigte Organ Scherl's. Die Abonnenten wuchsen in die Hunderttausende. Die Inzerenten rissen sich um die Ehre, von Scherl berüchtigt zu werden. Der „Lokal-Anzeiger“ wurde der Hausfreund von Generalen, Geheimräten und Ministern. Die Regierung zitterte vor jeder Vermerkung des „Lokal-Anzeigers“. Scherl hatte es in der Hand, einen Staatsmann unmöglich zu machen, und aus Furcht gab man ihm — Informatoren. Er wurde bei Hofe gelesen.

Dieser letztere Umstand brach Mosse's Herz vollends. Das „L. A.“ ist niemals bei Hofe gewürdigt worden! Mosse verfluchte sein Schicksal, freisinnig zu sein. Keine Parteimacht hinter sich und von den herrschenden Gewalten gemieden — Welch ein Jammer! Die liberale Bourgeoisie, die noch am „L. A.“ hing, wäre ja längst auch formell konservativ und feudal geworden, wenn die Konservativen sie nur gemocht hätten. Dieser ergreaktionäre, servile Freisim, war nicht standesgemäß, und so mußte er aus der Not eine Tugend machen und — ach! — freisinnig bleiben. Das „Berliner Tageblatt“ konnte sich durch alles ewige Taufen nicht von dem Fluche seiner Geburt loslösen. Beneidenswert dieser August Scherl, der das Amerikanerglück hatte, keine Vergangenheit zu besitzen, der in seinem Reiche nicht durch die lästigen Ruinen politischer Ueberzeugungen gestört wurde!

Aber Mosse behielt einen Trost und einen Stolz. Seine Leute stellten, im Gegenjah zu der Scherl'schen Rüben- und Kartoffelzucht, Geist her, sehr viel Geist. Man war geildet, witzig, modern. Man war gesättigt mit dem Ideengehalt der Jahrtausende, man war philosophisch, poetisch, talentvoll. Das konnte der Scherl dem Mosse doch nicht nachmachen.

Scherl aber verdroß es auf die Dauer, den Ruhm zu haben, der Besizer des ungebildetsten und geistlosesten Blattes zu sein. Wozu hatte er seine Millionen? Wie, man beschuldigte ihn, sein Blatt hätte keine Ueberzeugung — Kleinigkeit, binnen einem Monat macht der Scherl ein Blatt, in dem nicht eine, nein, gleich tausend Prima-Ueberzeugungen und tabellose Weltanschauungen zu finden sind! Man verdächtigt ihn, er töte den Geist — Verleumdung, er laßt Euch den raffiniertesten Geist centnerweise. So ward der „Tag“. Der Geist kam zwar Scherl sehr teuer zu stehen, die Ware fand keinen Abatz, aber das Ziel war erreicht: Mosse war auch im Geist, in der Weltanschauung und in der Modernität von Scherl geschlagen.

Daneben hatte August im Vorübergehen noch die populärsten Familienjournale niederkonkurriert. Er zog die Zeitgeschichte auf Trockenplatten und mit der „Woche“ zwang er Cotta auf die Kniee. Er beherrschte die Kriegervereine durch die „Feldpost“ und drang in die Postorenhäuser ein durch den „Pfarrboten“. Kurz, Scherl wurde der Monopolist für alle Bildungsbedürfnisse des Bürgertums und die Schriftsteller und Künstler gerieten in Scharen in die Abhängigkeit

Scherl. Die Gesellschaft mit beschränkter Haftung von 15 oder 20 Millionen wurde richtunggebend für Literatur und Kunst.

Mosse war auf allen Gebieten geschlagen. Nur auf einem war er noch allmächtig. Seine Zeitungen waren zwar unterlegen, aber seine Inzeratenfirma, um deretwillen ja die Blätter überhaupt nur gegründet waren, blühte noch. Vom Weinreisenden, der ein Engagement, bis zum Grafen, der eine Millionärin wenn auch fehlerhafter Konfession als Frau suchte, konnte jeder nur mit Hilfe Rudolf Mosses die Öffentlichkeit auffinden. Jetzt hat Scherl auch hier die grümmende Fehde angefangen. Im Mossespalast auf dem Leipzigerplatz schleicht die bleiche Sorge. Was wird Scherl, der Unbesiegbare, der Zürcherliche, beginnen? Rudolf wittert Unheil, und in bangem Zukunftsgrauen überlegt er sich, ob er nicht zweckmäßig die Gehälter und Honorare um 20 Prozent kürzen soll. Was wird aus der renommierten Inzeratenfirma, wenn nun August Scherl seinerseits eine europäische Annoncen-Agentur organisiert?

Einstweilen tobt der Kampf. Mosse streitet mit schlotterndem Heldenmut um das letzte Stück seiner einstigen Allmacht. O August, laß den greisen Mann doch den Trost seines Alters — das Inzeratengeschäft. Was will das werden?

Eines Tages aber, da der Frühling kam, lehrten die Schwerver in die Scheide zurück. Es ward Frieden auf Erden, das Blut war in der mütterlichen Erde gnadenvoll eingedickt, und siehe da, Rudolf Mosse ging hin, still und wehmütig, und trat ein als Gesellschaftler bei — August Scherl G. m. b. H. — J o c.

Kleines Feuilleton.

er. Voerensfreunde. Der Stammtisch stand in der Ecke, er war dicht besetzt. Trotz der frühen Stunde hatten sich bereits alle eingefunden. Die Unterhaltung war sehr animiert. Man sprach von der letzten Sitzung im Hausbesitzerverein; die Aenderung der Mietskontrolle, die der Seifenfabrikant in Anregung gebracht, wurde noch einmal diskutiert. Der dicke Schlossermeister war auch dafür, daß die Miete eigentlich gleich vierteljährlich im voraus bezahlt werden müßte. Der Droguist meinte, das ließe sich nicht durchführen; man tritt hin und her, nur der Rentier sah still. Die ringeschmückten Hände über dem dicken Bauch gefaltet, sah er behäbig schläfrig in das Lokal; dann auf einmal kam Leben in sein Gesicht. Seine kleinen Blinzelaugen weiteten sich etwas. Mit einer lässigen Handbewegung wies er nach der Wand: „Seh'n Sie doch mal — hat ja jetzt auch 'ne Büchse aufgehängt, der Wautner — für die Voeren.“

Die Unterhaltung stockte wie auf Befehl. Alle die mehr oder weniger lahlen Köpfe flogen nach der Wand herum, an der die schwarz-weiß-rot gestreifte Sammelbüchse hing.

„Ach so, die vor dem Verein,“ sagte der Schlossermeister, „den seine Kasten hängen ja jetzt in jeder Budiste.“

Der Seifenfabrikant nickte beifällig: „Is auch recht! Die Voeren, das sind Kerle, alle Welt müßte für sie eintreten, mit Gut und Blut.“

„Mit Gut und Blut!“ schrie der Droguist und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Bravo! Bravo!“

„Bravo!“ fielen die andern ein.

Man war auf ein dankbares Thema gekommen. „'ne Gemeinheit is es, wie man se behandelt,“ empörte sich der Kaufmann. „Gestern hab' ich erst zu meinem Lausungen gesagt, die Engländer sind Hunde, hab' ich gesagt, zusammenschießen müßte man sie, daß es fracht!“

„Na, das besorgen ja schon die Voeren.“

„Ja, das besorgen sie ihnen.“

„Brave Kerls!“ Der Schlossermeister wurde ordentlich gerührt. „Habt Ihr gelesen, wie De Wet mal wieder nich da war, als Riisch'ner schon dachte, er hätte ihn?“

„Jawoll — hat ihm schon!“ Man lachte.

„Schließlich unterliegen se ja doch!“ meinte der Rentier geringschätzig. Das Wort wirkte wie ein kalter Wasserstrahl; es trat eine Pause ein. Erst nach einer Weile nahm der Kaufmann die Unterhaltung wieder auf. Er brummt: „Verfluchte Bande — die Engländer mein' ich! Jetzt holen sie schon wieder Truppen nach.“

„Die werden die Voeren schon fertig kriegen!“

Der Droguist lachte siegesgewiß.

„Nee nee — nee — glaub' ich nicht.“ Der Schlossermeister schüttelte den Kopf; er nahm die Cigarre aus dem Munde und blies ein paar Rauchwolken in die Luft. „Na ja, 'n keen Weilein, da seh'n se's ja woll noch mit an, auf de Dauer halten se's ja doch nich aus.“

„Wenn Ihnen keiner zu Hilfe kommt, nicht!“ nickte der Seifenfabrikant.

„Zu Hilfe! Na ja, da können sie lange warten! Wer denn?“ Der Schlossermeister lachte auf. „Darum werden sich Andre in Ungelegenheiten fürzen?“ höhnte der Rentier.

„'ne Gemeinheit is es,“ wiederholte der Kaufmann und schlug noch einmal auf den Tisch: „So 'n Volk, so 'n Volk, das kämpft nun für seine Freiheit und für seine Ehre und — und für — für —, seine Stimme schnappte über vor Wehmut, „und das läßt man so — so untergehen!“

„Ja es ist 'ne Schande!“ nickte der Seifenfabrikant, „das Blut empört sich einem!“ rief der Kaufmann indigniert. „Freie Männer! Und die werden so gehandelt! Die Schamröte tritt einem ins Gesicht! Freie Männer! Sind wir nicht freie Männer? Alle Freien müssen sich bis in die Seele schämen.“

„Wenn ich könnte, wie ich wollte, schmiß ich den ganzen Krempel beiseite und ginge zu De Wet.“ Der Droguist ballte die Fäuste.

„Wenn ich keine Brant hätte, wär' ich schon da!“ Der Kaufmann schlug die Hand auf das Herz; selbst der Seifenfabrikant geriet in „schönes Feuer“. „Wenn man ihnen nur helfen könnte; ich sag' s ja: Gut und Blut für die Voeren, Gut und Blut!“

„Gut und Blut! Gut und Blut!“ Der Rentier schrie auch mit. Seine Blinzelaugen funkelten vor Begeisterung.

„Legen Sie doch jeder etwas in die Sammelbüchse!“ sagte der Wit, der eben mit einem Stoß Gläser vorüberging. „Geld können die Voeren auch brauchen. Geld erst recht. Kriegsführen kost' Geld!“

„Kamoter Einsatz!“ schrie der Schlossermeister. „Legen wir jeder fünf Groschen rein, das macht im ganzen zwee Mark fünfzig.“

„Dafür kriegt noch kein Voer' 'ne Plünte,“ sagte der Rentier; es klang merkwürdig kühl.

„Und fünf Groschen brauchten es ja auch nicht gleich zu sein,“ meinte der Droguist etwas von oben herab. Es kam ihm zur Erinnerung, daß der Schlossermeister eigentlich doch nur ein Handwerker sei. „Fünf Groschen! Ich bitte Sie, wenn jeder zwei Groschen reinlegen würde, ich meine jeder, der solche Büchse sieht, da käme schon was zusammen.“

„Ach und wenn jeder 'n Groschen giebt!“ meinte der Kaufmann. „Das machte ja schon 'n Vermögen!“

„Legen wir jeder 'n Groschen hinein.“

„Wo bleibt eigentlich das Geld?“ fragte statt aller Antwort der Seifenfabrikant. Die andern sahen sich an.

„Na ich denke, der Verein schickt es den Voeren?“ sagte der Schlossermeister etwas kleinlaut.

Der Droguist lachte ironisch: „Die Voeren, na ja, die Voeren wer sind 'n die Voeren? Is 'ne unsichere Adresse.“

„Und wenn sie es dreist bekommen, helfen kann es ihnen doch nicht,“ meinte der Rentier, „is ja doch eine verlorne Sache. Dafür geb' ich kein Geld. Nee!“

„Ja, 'ne verlorne Sache is es. Leider!“ Der Kaufmann seufzte.

„'ne ganz verlorne Sache,“ nickte wehmütig der Droguist. Es entstand eine kleine Pause. Jeder sah vor sich hin.

Dann auf einmal stand der Seifenfabrikant auf, schlug an sein Glas und sprach: „Meine Herren, ich bitte um Silentium. Meine Herren, die Voeren liegen uns am Herzen, das ist richtig. Da wir ihnen aber doch nicht helfen können, lassen Sie uns wenigstens auf das Wohlergehen De Wets Eins trinken!“ —

— **Blumenkultur an der Riviera.** Dem „Garten Europas“ widmet W. Hörstel = San Remo in der Dezembernummer von „Belhagen und Klafings Monatsheften“ eine eingehende Betrachtung, der wir einige Einzelheiten entnehmen: Während die Grundstücke (Felder) eine mehr als zweijährige Kellern- oder Rosenkultur nicht gut ertragen, werden sie der lieblichen gefüllten Weilchen nicht so schnell überdrüssig. Man braucht dieselben nur alle fünf Jahre etwa zu verpflanzen, ja, es giebt Gärten, die 15 Jahre hintereinander die reichste Weilchenernte lieferten. Wer im Winter von Genua nach San Remo fährt, dem senden etwa eine Viertelstunde vor seinem Reiseziel bei Niva Ligure und Taggia die Weilchenfelder ihre duftigen Griffe in das geöffnete Coupéfenster hinein. Am spigigsten blühen die Weilchen im Februar und März. Da sind die Blätter wegen der Fülle der Blüten kaum zu sehen. Die höchsten Weilchenpreise, deren man sich in Taggia erinnert, betragen 20—24 M. für das Kilogramm, und zwar war das vor etwa 20 Jahren zu Weihnachten; die niedrigen Preise waren 0,80—1,20 M. In der Morgenfrühe werden die Blüten geerntet, aber niemals im nassen Zustande verschickt. Ist der Taufall stark gewesen oder hat es geregnet, so müssen die feuchten Blumen vor der Verpackung getrocknet werden. Die Kelten hängt man zu diesem Zweck mit den Stielen an horizontal aufgespannte Fäden und beschleunigt ihr Trocknen durch Fächeln mit Palmblättern. Den Rosen entzieht man auch wohl die Feuchtigkeit in der Weise, daß man sie schichtenweise auf Seidenpapier legt und im Notfall mit dem Palmfächer nachhilft. Deutsche Gärtner haben wesentlich zur Hebung der Blumenkultur an der Riviera beigetragen. Es ist dort wohl kein bekannterer Ort, wo nicht deutsche Handelsgärtner ansässig wären. Außer Rosen, Weilchen und Kelten gelangen besonders Orangenblüten, Margueriten (Mahlweiden), Levkojen, Narzissen, Ranunkeln, Freesien, Anemonen, Reseda, Mimosen und Tuberosen zur Versendung. Man verschickt die Blumenpackteln als Muster ohne Wert bis zum Gewichte von 350 Gramm für 1,00—2,40 M., je nach Inhalt und Jahreszeit, Schachtel und Porto einbeziffen, und zwar nur mit Schnellzügen, wobei dann auf den betreffenden Grenzstationen die Speditoren für die schnelligste Weiterbeförderung Sorge tragen. Der Hauptblumenmarkt der Riviera wird in Nizza abgehalten. Zahlreiche Großhändler haben dort ihren festen Stand, kaufen die Blumen, welche die Pächter ihnen bringen, und vertreiben sie mit beträchtlichem Gewinn. Vor den Festtagen geht es auf den Blumenmärkten besonders lebhaft zu, und der Lärm ist dann kaum geringer als auf den Börsen der Großstädte. Zu Weihnachten und zum Jahres-

Wechsel ist die Nachfrage ungeheuer. Im großen und ganzen ist die Sonne der Preisregulator. Sendet sie besonders warme Strahlen hernieder, so öffnen diese viele Tausend Knospen zugleich und bewirken ein sofortiges Sinken der Preise, oft bis auf, ja unter den vierten Teil des bisherigen Standes. Kältere Nächte und trübe Tage dagegen führen eine Preissteigerung herbei. Daß man den Duft der Blumen auch auf Flaschen ziehen kann, ist bekannt. Den Vorrang hat in dieser Beziehung vor Nizza und Cannes das Städtchen Grasse mit 34 Fabriken; hier widmete sich schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Florentiner Lombarelli der Parfümfabrikation. Die Fabriken in Grasse liefern nur die Rohmaterialien, aus denen dann die Parfümeure in den Großstädten die bekannten feinen „Bouquets“ durch Mischung herstellen. Für die Rohmaterialien sollen jährlich vier Millionen Mark nach Grasse gehen. Für die Parfümgewinnung kommt besonders das Macerationsverfahren und die Enfleurage in Betracht: man verbindet die Blumendüfte mit Fett und entbindet sie dann wieder aus der so entstandenen Pomade mit Hilfe von Alkohol. Den Weichenzug gewinnt man aus den gefüllten Parmaweilschen. Man schneidet die Weilschen in der Morgenfrühe, streut sie in reines 40—50 Grad C. warmes Fett und erneuert dieses Verfahren so oft, bis das Fett vollständig mit Weilschduft gesättigt ist. Die Pomade wird dann so lange in Weingeist geschüttelt, bis sie den lieblichen Duft ganz und gar an ihn abgegeben hat. Es gehört eine ungeheure Zahl Weilschen dazu, um 1 Kilogramm Extrakt zu gewinnen, das mit 28—30 M. bezahlt wird. —

Völkerrunde.

— Storch und Schwalbe im Volksmunde. Storch und Schwalbe sind dem Landmann die Propheten für den Verlauf des Sommers, für Witterung und Ernte. Besonders bedeutungsvoll hierfür ist der erste Storch, der dem Landmann zu Gesicht kommt: ist sein Bauchgefieder weiß, so giebt es ein trodenes Jahr, ist es faßl oder schwärzlich, so kommt ein nasser Sommer. (Martin Brach: „Unsre gefiederten Freunde“. Leipzig. Hermann Seemann Nachf.) Der Storch ist der Vogel des Sommergottes; er hat Gewalt über Blitz und Feuer; deshalb ist das Haus, auf dem er sein Nest erbaut, vor jeglicher Feuersgefahr geschützt. Jeder möchte daher diesen Glücksvogel gern auf seinem Dache nisten sehen; um ihm den Nestbau zu erleichtern, legt man Wagenräder (das Rad ist ein Symbol des Sonnenfahers) aufs Dach usw. Auch die Gabe der Weisagung besitzt der Storch; durch unruhige Gebärden kündigt er Krankheit und Tod. Raht ein Unglück, so verläßt er den Ort, wo er nistet. (Bei der Belagerung von Aquileja durch die Hunnen verließen die Störche die Stadt.) Endlich sei noch der Rolle gedacht, die der Storch in der Heilkunde spielt. Der Genuß seines Ragens oder seines Hirns schützt gegen Schlangenbisse und gegen den Biß toller Hunde. Wer lange zu leben wünscht, muß Storchblut trinken. Die Sehnen seiner langen Beine leisten vorzügliche Dienste als Bandagen bei Verrenkungen und Verstauchungen und ein Storchbraten vertreibt „podagra, ziperlin, lendinwee“. Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß die Bezeichnung „Storch-Apothek“ heute noch sehr häufig zu finden ist.

Die Schwalbe ist der Lieblingsvogel fast aller Völker, deren Länder sie bei ihrer Reise vom Norden zum Süden, und umgekehrt, durchfliegt. Die Schwalbe ist der „Herrgotts-Vogel“ im nördlichen Deutschland, der „Vogel der Madonna“ im südlichen; der Araber nennt sie „Vogel des Paradieses“, der Norditaliener „Muttergottes-Vögelein“ usw. Wo die Schwalbe nistet, wohnt auch das Glück; kehrt sie im Frühjahr nicht wieder ins alte Nest zurück, so zieht Unglück ins Haus ein. Als Wetterprophet spielt die Schwalbe eine sehr große Rolle. Segelt sie hoch in den Lüften, so wird das Wetter schön, flattert sie unmittelbar über dem Boden, so bedeutet das Regen. Schwalbenbraten gilt als bestes Mittel, sein Gedächtnis zu stärken. In Milch aufgeweichte Schwalbenmester helfen beim Angestaar. Das beste Mittel gegen ein Augenleiden aber ist der Schwalbenstein, nur ist er sehr schwer zu haben — ein Schwalbenpäuschen, das sieben Jahre hintereinander im selben Nest gebrütet, hinterläßt ihn aus Danbarkeit. —

Völkerrunde.

— Die Kusokwim-Eskimo im südwestlichen Alaska. Während seiner Aufnahmehätigkeit im südwestlichen Alaska im Sommer 1898 ist J. C. Spurr vielfach mit dem Stamm der Kusokwim-Eskimo in Verbindung gekommen, die er in seinem Bericht im „20. Annual Report of the U. S. Geological Survey“ (Bd. 7: Alaska, S. 73) näher schildert. Der „Globus“ berichtet darüber: Der Stamm wohnt über ein sehr ausgedehntes Gebiet zerstreut, zählt aber heute höchstens nur 2000 Seelen und ist im schnellen Aussterben begriffen, da die Todesfälle die Zahl der Geburten weit übersteigen, über die Hälfte der Leute an schweren chronischen Krankheiten leidet und Hungersnöte nicht selten sind. Die Nuts (d. h. das „Volk“), wie sie sich selber nennen, sind im allgemeinen Nomaden, doch etwas feßhafter als Indianer des Ziemers, und haben zahlreiche beträchtliche Dörfer von oft einigen hundert Einwohnern. Jedes bedeutendere Dorf besitzt ein großes, wohlgebautes Haus (Kakqaa), in dem die Versammlungen, Spiele und Festlichkeiten abgehalten werden. Hier schlafen auch gewöhnlich die Männer des Dorfes und fremde Gäste. Es herrscht fast vollkommener Socialismus und Kommunismus, da es niemand möglich ist, wohlhabender zu

werden, als der andre es ist. Dementsprechend sind die wichtigsten Festlichkeiten (Kruskies) der Nuts nichts andres, als ein Wettstreit im Verschenten: es laden sich zwei Dörfer dazu ein, und dasjenige ist Sieger, das das meiste fortzugeben vermag; es ist stolz darauf, und wenn es sich auch völlig arm macht. Eine ähnliche Ceremonie ist der „Pottatich“ bei Begräbnissen, wobei die Verwandten alle ihre Habe den Besüdern schenken. Eigentümlich ist ferner die Vorliebe der Nuts für Dampfbäder, für die es überall besonders gebaute Badehäuser giebt. Die meisten Gerätschaften bestehen aus Knochen und Stein, odch hat man die Herstellung von Steinlampen jetzt aufgegeben und auch die Erinnerung an die Herkunft der noch vorhandenen vergessen: so glaubt man, daß diese Steine von Geistern gebracht oder durch Wasser ausgehöhlt worden seien. Einige rohe Anfänge der Töpferei sind vorhanden; sie erstreckt sich besonders auf die Herstellung der heutigen Lampen. Eine Vorstellung von einem höchsten Wesen existiert nach Aussage der unter den Nuts mit geringem Erfolge wirkenden Mährischen Brüder nicht, dagegen herrscht allgemeiner Glaube an Geister, Teufel, Heimgelächter und Feen, die hauptsächlich als Schützer von Tieren gedacht werden. Man glaubt, daß ein besonderer Schutzgeist über jeder Tierart wacht, so über den Fischen, Varen und Wölfen, und daß diese Geister sehr mächtig und geneigt sind, denjenigen Menschen zu helfen, die sich mit ihnen auf guten Fuß stellen. Die daraus entspringenden Gewohnheiten sind nicht leicht zu erklären; der Kopf des Varen wird z. B. niemals von der Jagd nach Hause gebracht, sondern mit der Nase nach Osten begraben, und es wäre eine Beleidigung des Varenschutzgeistes, die Knochen des Tieres mit der Säge zu zerkleinern. Aebulicher Gebräuche, die vom Jäger und Fischer beachtet werden müssen, giebt es sehr viele, und ein Verstoß dagegen würde ihm, wie man glaubt, viel Unannehmlichkeiten eintragen. Wenn beispielsweise der Fischgeist irgendwie beleidigt würde, so würde er nicht gestatten, daß der Vetreffende oder selbst ein anderer aus dem Dorfe die Fische fängt. Der Glaube an persönliche Geister ist nicht so scharf ausgebildet, odch daß auch die Nuts an der bekannten Vorstellung festhalten, daß Wahnsinnige von Teufeln besessen sind, und daß sie unter wunderlichen Ceremonien die bösen Geister aus solchen Leuten auszutreiben versuchen. Die Schamanen der Nuts stehen im Bunde mit diesen Geistern. Nebrigns glauben die Eskimo an der Südküste von Alaska und am Peince-Williamsinid, die von den Nuts verschieden sind, daß ihr Geist nach ihrem Tode in Tierkörpern, besonders große Walfische, hineinfährt, und wenn sie ein Rudel dieser Tiere sehen, so sammeln sie sich am Ufer, rufen ihr Begrüßungswort „Tichummai“ und werfen Nahrungsmittel ins Wasser als Gabe für die Geister ihrer Vorfahren. —

Biologisches.

— Die Beuteltiere wurden bekanntlich sonst für uralte Charaktertiere Australiens gehalten, die aus der Kreidezeit stammen und beweisen sollten, daß Australien seit jenen fernen Zeiten von der übrigen Welt abgeschlossen gewesen sei, da es keine höheren Säugtiere (mit Ausnahme von Flebentieren und des wohl vom Menschen eingeführten Dingo) aufwies. Diesen Ansichten tritt B. A. Bensley im „American Naturalist“ entgegen, indem er ausführt, daß die Beuteltiere erst in der Mitte der Tertiarzeit in Australien eingewandert seien, und daß ihre Ahnen wahrscheinlich den amerikanischen Beuteltieren (Opossums) verwandte Tiere gewesen seien. Diese noch heute die ursprünglichen Jüge der Ordnung darbietenden Beutler seien damals Baumtiere gewesen, seien aber, da sie in Australien ein von höheren Säugern freies Gebiet antrafen, durch Eroberung aller Nahrungsmittel einer rapiden, sowohl etwas kurzlebigen Entwicklung — so fern die Formen meist keine lange Dauer hatten — anheim gefallen. Die kurze dieser Entwicklungszeit bilde einen der Faktoren, die sich in der primitiven Stufe, selbst der spezialisiertesten Beutler, ausprägen. In der Formbildung der anfangs dreihödrigen (tridactylaren) Nahrungszähne zu Nahrungszähnen findet Bensley einen eigentümlichen Parallelismus zwischen Beutlern und höheren Säugern. Nehme man an, daß opossumähnliche Beuteltiere die Ahnen der australischen Beutlerherkunft seien, so könne man Lydekkers Hypothese bestimmen, wonach sie von Asien über Neu-Guinea nach Australien gekommen seien, doch läßt sich diese Frage vorläufig nicht entscheiden, da es auch Anzeichen für südliche Einwanderung (über Südamerika) giebt. — („Prometheus“.)

Humoristisches.

— In Verlegenheit. Oberkellner (in einem Ueberbrett-Restaurant): „Bin ich nun ein Ober-Beuteltier oder ein Ueber-Beuteltier?“

— Merkwürdige Zeitbegriffe. Mutter: „Das sag' ich Dir schon, Emil, die Freundschaft mit dem Rechtsrats-Willi muß ein Ende haben; alle halbe Stunde kommt er, bleibt dann immer eine ganze Ewigkeit, und im nächsten Moment ist er schon wieder da!“

— Im Eifer. Kunde: „Verdeckt die Hofe auch meine O-Beine?“

Schneider (eifrig): „Mehr als das! Sie sehen aus, als wenn Sie A-Beine hätten!“

(„Flieg. Bl.“)